

BUCHBESPRECHUNG

Gemeinschaft vs. Ego: Colliers und Kays kritischer Blick auf den modernen Individualismus

REZENSENT

Robert Lasser*

WERK

Collier, Paul/Kay, John (2021).

Das Ende der Gier. Wie der Individualismus unsere Gesellschaft zerreißt und warum die Politik wieder dem Zusammenhalt dienen muss.

München, Siedler Verlag. 281 Seiten. Gebundenes Buch. 24,00 EUR.

ISBN 978-3-8275-0142-4

ZUSAMMENFASSUNG

In „Das Ende der Gier“ analysieren die Ökonomen Paul Collier und John Kay den ansteigenden Individualismus der letzten Jahrzehnte und seine Auswirkungen auf die Gesellschaft. Sie betrachten den Homo oeconomicus des 19. Jahrhunderts und den aktuellen politischen Aktivismus als beunruhigende Extreme des Individualismus. Während der ökonomische Individualismus das Gemeinwohl oft übersehe, verenge der politische Aktivismus den Diskurs. Die Autoren plädieren für einen kommunitaristischen Ansatz, der den Gemeinschaftssinn betont, bieten jedoch nur wenige praxisnahe Lösungsvorschläge.

DOI

10.59288/wug494.126

In den letzten fünf Jahrzehnten sind viele turbulente Entwicklungen und Krisen über unsere globale Gesellschaft hereingebrochen: von der wachsenden ökonomischen Ungleich-

heit über den Aufstieg der Rechten, diverse Wirtschaftskrisen, die Klimakatastrophe und massive Flüchtlingsbewegungen bis hin zur COVID-19-Pandemie. Diese Phänomene,

* Robert Lasser: konom in Wien.
Kontakt: robert_lasser@riseup.net

obwohl scheinbar unterschiedlich, könnten doch Symptome einer tieferen Malaise sein. Diese Herausforderungen könnten mit vereinten gesellschaftlichen Kräften bewältigt werden, doch statt einer gemeinsamen Bemühung sehen wir, dass unsere Gesellschaft immer weiter in eine Abwärtsspirale gerät. Die Frage drängt sich auf: Warum stecken wir in diesem Abwärtstrend, ohne sichtbare Anzeichen einer bevorstehenden Wende?

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Streben nach individuellen Rechten oft zulasten des Gemeinwohls intensiviert – zumindest ist dies die Ansicht der renommierten Ökonomen Paul Collier und John Kay, die in ihrem provokanten Debatten-Buch „Das Ende der Gier“ tiefe Einblicke in die Dynamiken dieser Entwicklung bieten. Im ersten von drei Kapiteln wird auf Basis der Werke John Stuart Mills und Jeremy Bentham der „Triumph des Individualismus“ skizziert. Im zweiten Kapitel zeigen die Autoren die Grenzen und Möglichkeiten des Staates bei der Bewältigung diverser „Krisensymptome“ auf, um schließlich im dritten Kapitel die kommunitaristische Gemeinschaft als Gegenthese zur vorherrschenden Gesellschaftsform vorzustellen. Die Kritik am Individualismus zieht sich jedoch als roter Faden durch das gesamte Buch. Es werden sowohl aus einer ideengeschichtlichen als auch aus einer anekdotischen Perspektive zwei Formen des extremen Individualismus aufgezeigt, die sich mitunter durchaus ergänzen: der ökonomische Individualismus und der politische Aktivismus. Für Collier und Kay repräsentieren diese Formen nicht nur einen gefährlichen gesellschaftlichen Trend, sondern sie warnen eindringlich vor den potenziellen Auswirkungen dieser Extreme auf die Zukunftsgestaltung unserer Gesellschaft und Wirtschaft.

Mit Blick auf den ökonomischen Individualismus skizzieren die Autoren eine Entwicklung, die ihren Ursprung zwar im 19. Jahrhundert hat, ihren vorläufigen Höhepunkt jedoch in den 1980er-Jahren erreichte. In dieser Zeit gewann die Idee des Homo oeconomicus, eines fiktiven Wesens, das rein auf Eigennutz ausgerichtet ist, stark an Bedeutung. Dies spiegelte sich in der Dominanz des Markt-Fundamentalismus wider, in dem Gewinnmaximierung – oder in der Sprache des Buches „die Gier“ – als zentrales Prinzip menschlichen und unternehmerischen Handelns hervortritt. In diesem Kontext sind Milton Friedman und seine wirtschaftlichen Vorstellungen von minimaler staatlicher Einmischung und Markteffizienz besonders relevant. Diese Ansichten beeinflussten schließlich maßgeblich die Politik von Führungspersonlichkeiten wie Margaret Thatcher oder Ronald Reagan, die eine Ära der Deregulierung und Privatisierung einleiteten. Besonders kritisch betrachten Collier und Kay das Shareholder-Value-Prinzip, das die Maximierung der Vermögenswerte der Aktionär:innen als Hauptziel eines Unternehmens sieht, oft auf Kosten anderer Stakeholder wie Mitarbeiter:innen, Kund:innen oder der Umwelt. Der besondere Fokus auf Funktionärsinteressen führte bisweilen zu einer dysfunktionalen Bonus-Kultur mit einer zersetzerischen gesellschaftlichen Wirkung. Große internationale Pharmakonzerne werden hier exemplarisch zum Symbol für die egoistischen und teils menschenverachtenden Exzesse des Kapitalismus. Für die Autoren ist ein rein nutzenmaximierendes Unternehmensmodell kein Erfolgsgarant, schon gar kein nachhaltiger. So zeigen die Autoren auch positive Beispiele: Unternehmen, die abseits purer Gewinnorientierung durch Zusammenarbeit und intrinsische Motivation der Mitarbeiter:innen erfolgreich sind. Dass

der CEO des weltweit größten Vermögensverwalters BlackRock hier als Paradebeispiel dient, ist zumindest überraschend. Die Rolle des Finanzwesens findet hier jedoch im Allgemeinen zu wenig Beachtung.

Im Kern der Analyse steht als das Gegenstück zum Homo oeconomicus der politische Aktivismus. Das Buch schlägt eine Brücke zwischen den Konzepten von Individualismus und Egoismus, wobei der politische Aktivismus als eine besondere Art der performativen Selbstdarstellung hervortritt, die tiefgreifende gesellschaftliche Spaltungen hervorruft. Hierbei wird den politischen Aktivist:innen häufig eine polarisierende Perspektive zugeschrieben, als würden sie nach dem Prinzip „Ich habe recht, und alle abweichenden Meinungen sind zu verurteilen“ handeln. Collier und Kay kommentieren hierzu, dass diese Aktivist:innen oft nur Gemeinschaften akzeptieren, die aus Menschen mit ähnlichen Überzeugungen bestehen. Interessanterweise machen die Autoren kaum Unterscheidungen zwischen Aktivismus von rechts oder links. Es entsteht der Eindruck, dass sie eine Äquivalenz zwischen Extremismus und Aktivismus sehen. Die Leser:innen könnten daraus schließen, dass die politische Landschaft einem Hufeisenmodell folgt, in dem die Grenzen zwischen rechts und links verschwimmen. Beispiele dafür sind die Selbststilisierung von „woken“ Student:innen und Ex-Präsident Donald Trump als Opfer im politischen Diskurs. Diese Darstellung wirkt teilweise irritierend, wird doch ebenso darauf hingewiesen, dass die politische Mitte seit den 1980er-Jahren durch das Bekenntnis zum Besitzindividualismus und der Ablehnung des Gemeinwohls weltweit nach rechts gerückt ist. Trotz dieses breit angelegten Blicks auf den Aktivismus verorten die Autoren Beispiele für „extremen“ Aktivismus hauptsäch-

lich im linken Spektrum. Sie kritisieren Mitglieder der Occupy-Bewegung in London für mangelndes Fachwissen im Wertpapierhandel. Ebenso argumentieren sie, dass Deutschlands Ausstieg aus der Atomenergie, maßgeblich beeinflusst durch den Aktivismus der Grünen, dazu geführt hat, dass Kohlekraftwerke nun einen wachsenden Anteil an der Stromversorgung haben. In den Augen von Collier und Kay spiegeln die Forderungen der Aktivist:innen oft nur ein Beharren auf individuellen Rechten wider, ohne dabei gesellschaftliche Pflichten anzuerkennen. Sie sind besorgt über diese Entwicklung, da sie eine Vorherrschaft von individualistischen Vorrechten ohne entsprechende Verantwortlichkeiten sehen.

Paul Collier und John Kay vertreten einen starken kommunitaristischen Standpunkt, der den Wert von Gemeinschaft und sozialen Bindungen für sowohl individuelles als auch kollektives Wohl herausstellt, und ihn als Gegenentwurf oder Ergänzung zum Individualismus sieht. Im dritten Kapitel ihres Werkes betonen die Autoren schließlich die potenzielle Synergie zwischen dem Gemeinwohl und den Wirtschaftsinteressen. Ihre Kernthese: Statt sie als diametral entgegengesetzt zu betrachten, sollten sie Hand in Hand gehen. Sie argumentieren, dass in einem egozentrischen Klima das Streben nach gemeinschaftlichen Zielen und Zusammenhalt auf der Strecke bleibt. Mit Anspielung auf die „Tragik der Allmende“ illustrieren sie, wie die weitverbreitete Anerkennung von (juristischen) Eigentumsrechten oft zu einer Erosion des gemeinschaftlichen Eigentums führt. Diese Perspektive auf individuelle Rechte ist nicht neu, doch setzen sie sie in den Kontext aktueller Debatten über soziale Ungleichheiten. Sie betonen, Kritiker:innen von Einkommens- und Vermögensunterschieden sollten tiefer

graben und den tatsächlichen Ursachen der Diskrepanzen, auf die sie hinweisen, mehr Aufmerksamkeit widmen. Unsere evolutionäre Erfolgsgeschichte als Menschen, argumentieren sie, sei weniger unserem individuellen Egoismus zu verdanken als unserer inhärenten sozialen Natur. Das Fundament einer harmonischen Gesellschaft bildet ein Netzwerk aus sozialen Beziehungen, geprägt von Reziprozität und gegenseitigen Verpflichtungen. Hierbei, so ihr Urteil, scheitern sowohl der engstirnige Homo oeconomicus als auch Aktivist:innen, die stur auf individuellen Rechten beharren.

In „Das Ende der Gier“ verweben Paul Collier und John Kay eine beeindruckende Vielfalt von Themen, die auf den ersten Blick wenig gemeinsam haben. Zentral argumentieren sie, dass ein sich intensivierender Individualismus, in dem die Grenzen zwischen performativer Selbstdarstellung, Egoismus und Individualrecht verschwimmen, den sozialen Zusammenhalt unserer Gesellschaft gefährdet. Während sie einerseits die Politik dazu

aufzurufen, den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken und für einen effektiven Staat zu plädieren, betonen sie gleichzeitig die Notwendigkeit für diesen Staat, sich aus Bereichen herauszuhalten, in denen er nicht versiert ist. Ihre Analyse, besonders in Bezug auf den Homo oeconomicus und den politischen Aktivismus, ist fundiert, jedoch gelegentlich übervereinfacht. Sie skizzieren ein Bild von demokratischen Gesellschaften, die durch Extremismus und Populismus erodiert werden, ohne dabei jedoch den Extremismus-Begriff präzise zu definieren, was in eine kontroverse Interpretation von politischen Bewegungen mündet. Letztendlich lässt das Buch die Leser:innen am Ende etwas unbefriedigt zurück. Es fehlen klare, umsetzbare Vorschläge, wie diese anspruchsvollen Ziele erreicht werden können. Die Autoren präsentieren ein leidenschaftliches Plädoyer für Gemeinschaftlichkeit, scheinen aber vor den komplizierten Fragen einer praktischen Umsetzung zurückzuschrecken. Das Buch ist zweifellos ein Denkanstoß, bietet aber keine konkreten Lösungen für die Probleme, die es aufzeigt.